

Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose – Eine Skizze zur Nachkriegsliteratur

Hermann Bausinger

Als einige deutsche Zeitungen 1946 und 1947 Buchbesprechungen abzdrukken begannen, erhielten sie Protestbriefe aus der Leserschaft, weil «kein gewöhnlicher Sterblicher auch nur an eines der Bücher herankommen» könne. Bücher waren Mangelware, fast wie Lebensmittel, und manchmal wurden sie gar in den schwunghaften Tauschhandel jener Tage einbezogen. Dann, nach der Währungsreform, fingen die Verlage allmählich größere Auflagen zu produzieren an; aber noch war es ein spärlicher, überschaubarer Markt, ohne Messe-Rekorde, ohne Bestenlisten, ohne das laute Trommeln der Werbemanager. Im Mittelpunkt standen ohnehin Autoren, deren Ruhm nur freigeschaufelt werden mußte: Brecht, Thomas Mann, Kafka vor allem – man holte begierig nach, was der Nationalsozialismus brutal verweigert hatte. Ansonsten: ein paar neue Namen, die sich in der Gruppe 47 durchgesetzt hatten, und gelegentlich ein Außenseiter und Einzelgänger, den die Buchhändler – sie waren damals noch die wichtigsten Vermittler – nach vorne schoben.

Gerd Gaiser – das war zunächst ein Geheimtip. 1949 erschien *Zwischenland*, eine Sammlung von Erzählungen, deren grübelnder Eigensinn und deren kunstvolle Sprache auffielen. Aber es war nur ein schmales Bändchen, und die Versprechen, die in solchen Anfängen lagen, wurden nur selten eingelöst. Schon ein Jahr später jedoch kam ein fast 500 Seiten starker Roman heraus, *Eine Stimme hebt an*, die Geschichte des Heimkehrers Oberstelehn. Mein Buchhändler, gerade erst aus Rußland zurückgekehrt, gab mir den Band in die Hand und sagte nur: Das mußst Du lesen. Unter den Studenten in Tübingen kursierte das Buch – der Autor, so hieß es, sei Lehrer drüben in Reutlingen, und die ganze Geschichte spiele im Gäu, irgendwo zwischen Tübingen und Herrenberg.

Tatsächlich stammte ein Teil der Faszination, die von dem Buch ausging, aus der landschaftlichen Nähe, der Vertrautheit der Szenerie. Gerd Gaiser, Maler und Zeichenlehrer, war ein scharfer Beobachter der Natur. Was die Eigenart einer Landschaft ausmachte und was sich im Alltag direkt den Sinnen vermittelte, kleidete er in ziselierte Sätze: *Die Dürre sengte. Zwischen den Erlengestrüppen und rissigen Wiesen, die keinen zweiten Schnitt trugen, traf er den Bachlauf fast überall ausgeleht. Hier und da nur hielt sich ein Tümpel jauchig, auf dem die Wasserläufer zuckten und in dessen Grunde das Leben in fauligen Schlamm sich wehrte. An einer Stelle, wo gegen die Schlingen ein Auwäld-*

chen stieß, war Unruhe; es schnellte im Ufergebüsch. Oberstelehn trat näher und sah, daß die Elstern den Fischen nachstellten. Etliche von den Vögeln flohen im letzten Augenblick geckerd und flappend durch die Haseln, indes die verlassene Pfütze, nicht viel mehr als pfannen-groß, ein wildes Gezappel aufrührte.

Der alte Wengert, die Wälder, Kartoffeläcker und Obstgärten – lauter genaue, detaillierte Schilderungen. Und nicht nur die Natur war in dem Buch präzise eingefangen, sondern auch der den Schein des Natürlichen tragende Alltag der ländlichen Bevölkerung, der dichte, unentrinnbare Zusammenhang der Dörfer. *Auf dem Dorf erraten die Dinge sich, die Nachfrage wird erst laut, wenn die Antwort bekannt ist, heißt es bei Gaiser, und einer aus dem Dorf belehrt den Neuling Oberstelehn: Auf so einem Dorf weiß jeder von jedem. Womit soll er sich sonst befassen? Versuchen Sie es nur einmal, fragen Sie einem nach. Der Nachbar kann Ihnen sagen, wohin er gegangen ist und von woher Sie ihn erwarten müssen, auf sein Äckerchen in die Hintere Hut, ins Backhaus, zur Ölschläge, zum Wagenschmied. Und wann der Schlüssel ins Loch fährt, wann ein Haustirchen grillt, das hören auch ein halb Dutzend Ohren, da kann keiner tun, was nicht offenbar würde, oder doch nichts lange verbergen.* Auch Sonderheiten schwäbischer Dörfer kommen ins Blickfeld: Besenmacher und Hausierer, die Rotwelsch reden, Pietisten, die in einer kräftigen, bildhaften und ein wenig krausen Sprache das Evangelium auslegen und doch fleißig sorgen, daß Segen zu Segen findet und das Geld in der Familie bleibt.

Vor diesem Hintergrund überdauernder Natur und beständiger Sozialstrukturen spielt sich die eigentliche Handlung ab: es geht um die besonderen Bedingungen und die Verwirrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Damals sprach das an, weil diese Zeit noch so nahe war, weil hier einer das Netzwerk, in das alle bewußtlos verstrickt waren, bewußt nachzeichnete und deutlich vor Augen stellte. Heute, beim Wiederlesen, erweisen sich Gaisers Bücher als beachtenswerte Hilfen für die Rekonstruktion einer fast vergessenen Epoche.

Zerstörung und Verstörung werden wieder lebendig – ein Gang durch den matt beleuchteten Sternensaal im nächtlichen Stuttgarter Hauptbahnhof etwa gibt den Verlorenen jener Zeit, die als Strandgut des Krieges angespült wurden, bedrückende Wirklichkeit. Die Gesetze einer spezifischen Wirtschaftsform werden wieder lebendig: der Tauschhandel in den Lagern, *Tabak gegen Trauringe und Brot*

gegen Schweizer Uhren, Zahnbürsten gegen Homer und Pervitin gegen Bergschuhe oder Sprachunterricht. Die kleinen Raffinessen der Geschäftsleute, welche die gute Ware zurückhalten, bis es besseres Geld gibt, und die statt dessen mit allem Ramsch handeln, dem nur ein Preiszettel anzuhängen war. Und der unvermeidliche Geiz der Bauern, die nur wenig herausrücken: *Seltsamerweise bringt das Gefühl allgemeiner Not es ja mit sich, daß eher ein Scheffel verdirbt, als ein Pfund freigegeben wird.*

Dazu, auf der anderen Seite, die Not, die alltägliche, die schwachen Versuche, ihrer Herr zu werden: das Ausnützen schon der schwächsten Sonnenstrahlen, das Holz und Kohle spart, das Bucheleslesen im Wald, bei dem die Reviere verteidigt wurden, die Kirschenenernte in den Gärten, wo für die Helfer ein wenig abfiel, die Bettelgänge zu den Ställen um ein bißchen Milch für die Kinder, die kleinen Katastrophen, wenn irgendein ausgeklügelter Fischzug nach Nahrung fehlschlug.

All dies sind Charakteristika, die dem nicht unbescheidenen, aber doch offenkundigen Erfolg Gaisers recht gaben. Aber mir scheint, sie erklären nicht vollständig, daß Gaisers Bücher so begeisterte Anhänger fanden. Es erscheint mir notwendig, noch einige andere Züge herauszustellen und auch anhand der späteren Bücher zu verfolgen, Züge, die damals schon vereinzelt Kritik hervorriefen, die aber aus dem Abstand von zwei, drei Jahrzehnten noch klarer in Frage zu stellen sind. Da ist zunächst eine Wendung der Sprache ins Präzise, um nicht zu sagen Gestelzte, die schon in den zitierten Naturbeschreibungen anklang und die an anderen Stellen noch störender zutage tritt. Da ist die Rede von *geschöpflicher Trauer, die in den Augen hochbeiniger Hunde begegnet*, dem Mann, der im Dachgebälk arbeitet, wird *die Atzung* nach oben gereicht, *der Geruch wölkte*, ein Anblick *überwallt* Oberstelehn und läßt ihn *erbeben*, und einmal heißt es: *Wo ein Grenzrand des Menschenwesens erblickt wird und ein Übertritt über diese Grenzen, stellt das Ergrausen sich ein.*

Ausgewählte Zitate, gewiß; aber durch das ganze Buch zieht sich das allzu kostbare Filigran gesuchter Wendungen, das es verständlich macht, daß Gaiser bei der jüngeren Lesergeneration nicht mehr gefragt ist, das aber – so meine These – damals mit den Erfolg begründete. Von der Poesie erwartete man damals, sehr viel ausgeprägter als in Zeiten ruhigen Wohlstands, daß sie eine schöne Gegenwelt entwerfe – und wenn schon in der Realität oder auch in der in einem Roman behandelten Fabel nicht viel Anlaß zum Optimismus steckte, dann sollte die Hoffnung wenigstens aufleuchten in einer Sprache, die wie der Abglanz besserer Zeiten erschien.

Abglanz besserer Zeiten: in dieser Sprache wirkte auch ein Stück Geschmackskontinuität. Man weiß heute im allgemeinen nicht mehr viel über die Dichtung des Dritten Reichs, und in den Sammelbänden und Lesebüchern werden verständlicherweise vor allem die Parteien vermittelt, in denen militanter Wahn, rassistisches Sendungsbewußtsein und bedingungslose Führertreue zur Kenntlichkeit entstellt sind. Aber für jene Dichtung war nicht nur pathetische Kraftmeierei charakteristisch, sondern auch ein hohes Maß an gestelzter Feinsinnigkeit, poetischem Kunstgewerbe.

Die Annahme solcher Kontinuität wäre problematischer, wenn sich nicht noch in einem zweiten Bereich zeigen ließe, wie lange respektierte Werte in eine andere historische Phase, in ein anderes gesellschaftliches Umfeld hinübergetragen wurden: im Bereich der Moral. Gaiser schrieb hochmoralische Bücher – dies gilt von dem frühen Heimkehrerroman so gut wie von dem Kriegsroman *Die sterbende Jagd* aus dem Jahr 1953, dem *Schiff im Berg* von 1955, dem *Schlußball* von 1958 und den Erzählungsbänden, die dazwischen und danach erschienen. Es ist eine Moral der engen Horizonte; es geht um die Bewährung im kleinen. *Wir haben*, resümiert am Ende der Held des Heimkehrerromans, *so viele Ordnungen vergessen oder zuschanden gemacht, daß wir uns jetzt an das wenige halten müssen, das noch gilt.* In den von Fremden heimgesuchten, darbenden Dörfern zählen keine großen Entwürfe; es geht darum, Tag für Tag das Rechte zu tun. Oft ist es schwer zu erkennen; aber es gibt verbindliche Verhaltensmuster, gibt einen Ehrenkodex auch – private Wege der Menschlichkeit in unmenschlicher Zeit und Umgebung. Auch die Fliegerstaffel in der *Sterbenden Jagd* ist abgeschnitten von großen Entscheidungen, verurteilt zu einem mörderischen Alltag. Moral – auch hier ist das nicht allzu viel, es sind die durch ein unerbittliches Schicksal begrenzten Möglichkeiten des Humanen in einer feindseligen Welt. Es geht also um eine Moral, die aus diesen sehr spezifischen Verhältnissen herausentwickelt ist. Aber diese Feststellung läßt sich umkehren: die geschilderten Verhältnisse werden im Sinne dieser Moral ausgesucht und stilisiert.

Es fällt auf, daß die so genau geschilderten und zeitlich genau fixierten Situationen in ein Koordinatensystem der Dauer, des Unveränderlichen gerückt sind. An der Außenwand des alten Forsthauses findet Oberstelehn eingelassene behauene Steine mit Sinnbildern aus alter Zeit. *Es war eine sterbende Welt, die nach Dauer klagte.* Dies ist das eigentliche Thema, auch und gerade dort, wo es um die Gegenwart geht: eine sterbende Welt, die nach Dauer klagt. Die

besondere Situation der Nachkriegsjahre wirft die Menschen zurück auf frühere Stufen ihrer Entwicklungsgeschichte. Kein Zweifel, Gerd Gaiser sympathisiert mit diesen Zuständen, und wo er dazu eine Chance sieht, stilisiert er sie ins Zeitlose. Die Hausiererinnen, die Besen vertreiben und sich in Rotwelsch verständigen, sind ihm nicht nur Randexistenzen einer ihnen feindlichen Gegenwart – die Wurzeln dieser Wurzellosen reichen weit zurück. *Die Steinzeit*, assoziiert Oberstelehn, der ihnen im Zug gegenüber sitzt, *die Steinzeit; Geliebte und Muttertier*. Und die Waldarbeiter, *ein urtümlicher Arbeitszweig*, ein freizügiger Berufsstand, *gesunde Burschen*, von denen gesagt wird: *Der Gang der Historie setzte ihnen nicht zu*.

Der Zeitroman von 1950, der so genau das Milieu einer ganz bestimmten, knappen Zeitepoche angeht, ist dennoch eine Heimkehr ins Zeitlose. Gerd Gaisers zweiter schwäbischer Roman *Das Schiff im Berg* hat einen völlig anderen Gegenstand und hat doch das gleiche Thema. Es ist die Jahrtausende umfassende Historie eines Albbergs. Menschengeschichte, auch in ihren jüngsten, grausamen Phasen, ist hier Teil der Naturgeschichte, erscheint eingebettet in einen Wandel, der sich aus der Perspektive eines hastigen Zeitalters als Dauer präsentiert. Der Vorgeschichtler Hagmann, der den Berg und seine Höhlen untersucht – dies die Rahmenerzählung –, notiert auf seinen Zetteln: *Die Historie dieses Bergs besteht aus seinen Frühlingen, seinen Sommern, seinen Herbstern und seinen Wintern. – Sie besteht aus seinen Pflanzen und dem Leben der Tiere auf ihm. – Der Mensch transitorisch – ein Übergang*. Und schon einleitend heißt es ausdrücklich: *An dem Meer und dem Berg gemessen, war die Zeit des Auftretens von Menschen unerheblich. Es war eine Spanne wie die eines Ameisenflugs*.

Das Buch freilich hält sich nicht an diese Relation. Die Geschichte der Menschen beansprucht mehr Raum, als ihr im Weltlauf zugestanden war, und wieder ist es die jüngste Vergangenheit, die im Vordergrund steht: der Krieg, in dem Funkmeßstellungen auf dem Berg ausgehoben werden und ein Flugzeugführer überm Berg abgeschossen wird; das Kriegsende, wo sich die Truppen in den Wäldern und in alle Winde zerstreuen und zuletzt noch ein deutscher Offizier – aus Versehen – erschossen wird; die Nachkriegszeit, in der sich die Wälder des Bergs neu beleben mit Leuten, die nach spärlicher Nahrung und Feuerholz Ausschau halten: *Bald kamen auch aus den Städten Menschen an und immer mehr Menschen. Sie kehrten aus ihren Städten zurück in die Vorgeschichte. Sie verstanden die Jagd nicht mehr . . . und mußten sich so behelfen wie es die Mäuse und Eichkatzen auch machen, sie legten sich nieder und scharrten*

im Laub. Ein Rennen begann um die Bäume, die reichlich warfen; man schickte Späher aus und belegte Fundstellen mit Beschlag; die galt es dann gegen andere Parteien zu halten.

Gerd Gaiser begleitet selbst diesen gedemütigten Rückzug in die Vorgeschichte mit Sympathie. Vorgeschichtliches als ein Weg zur Zeitlosigkeit, zur Dauer. Die eigentliche Gegenwart, die Entwicklung nach der Währungsreform, registriert der Prähistoriker Hagman, registriert sein Schöpfer Gerd Gaiser mit bissiger Ironie. Die Dörfler, welche die Tropfsteinhöhle entdeckt haben, denken nur an fremdenverkehrsfördernde Radioreklame und an die wirtschaftliche Ausbeutung der Natur; tatsächlich kaufen die Besucher die geschmacklosen Souvenirs und lassen *gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken*; und in der Höhle müssen die schönsten Gebilde mit Draht umzogen werden, so daß sie aussehen wie *Elementargeister in Netzwinterwäsche*. Niemand wird sagen wollen, das habe nichts mit der Realität, mit der Bärenhöhle und anderen Rummelplätzen, zu tun. Aber die Perspektive ist von so strenger Einseitigkeit, daß das Urteil pauschal und ungerecht zu werden droht.

In Gaisers drittem schwäbischem Roman (später zog er sich in seinen Büchern in die urtümlicheren Landschaften der südlichen Romania zurück) wird die Abkehr von der Moderne auf die Spitze getrieben. Der Roman *Schlußball* spielt in Neu-Spuhl, einer geschäftigen und in ihren Geschäften nicht wählerischen Industriestadt. Neu-Spuhl steht für die vielen aufstrebenden Mittelstädte: *Die weitaus meisten Menschen leben in Neu-Spuhl*, heißt es in dem Roman. Das unmittelbare Vorbild war Gaisers Wohnort. In Reutlingen wurde es zum Gesellschaftsspiel, zu rätseln, wer hinter dem ohne jede Prüfung angestellten Lehrer Soldner, wer hinter der stillen Kriegerwitwe Andernoth und wer hinter der energischen, unsaubere Geschäfte machenden Frau Rakitsch steckte. Aber charakteristischer als alle eventuellen Ähnlichkeiten war die Unähnlichkeit, der einseitige Blick, der die Gegenwart in eine häßliche Perspektive rückte. Gegenwart: nur an den Rändern, nur auf verlorenem Posten, gab es noch etwas Menschlichkeit; das Wesen war Geldgier, intellektuelles Gerede, moralischer Verfall. Und – dies ist das entscheidend Wichtige – der Maßstab für die Verurteilung war nicht ein Entwurf besserer Gegenwart und vernünftiger Zukunft, sondern verlorene Vergangenheit.

Politisches kommt in den Büchern Gaisers nicht vor. Auch wo Zustände und Handlungen sehr direkt auf politische Entscheidungen zurückgeführt werden könnten, ja müßten, bleiben solche Realitäten im Dunkel des Schicksalhaften. Im *Schiff im Berg* zieht

sich bei Kriegsende ein Offizier in die Wälder zurück, verweigert sich der Zukunft. *Die Historie, Sinn, Scham und Schuld, dies alles, worin er verstrickt gewesen, war auf einmal zerronnen.* Heimkehr ins Zeitlose. Oder: Oberstelehn zu Frau Waaga, die auf die Rückkehr ihres vermißten Mannes hofft: *Aber das Verfahren wartet auf jeden, der kommt. Da sind die Bestimmungen; gegen Bestimmungen können wir gar nichts ausrichten.* Das Verfahren – gemeint ist die Entnazifizierung. Eine scheue Andeutung nur, sonst nichts – Berührungsangst.

Um die gleiche Zeit erschien Ernst von Salomons Buch *Der Fragebogen*, das die gesellschaftlich-politische Szenerie der Zeit ausleuchtet anhand jener schematischen Entnazifizierungsaktionen. Es wäre nicht fair, die beiden Bücher, die beiden Schriftsteller direkt aneinander zu messen. Die Genres unterscheiden sich: Salomon schrieb einen journalistischen Zeitroman, Gaiser ein poetisches Buch über menschliche Fährnisse und Möglichkeiten schlechthin. Ein sehr deutsches Buch – der Innerlichkeit verpflichtet, dem Zeitlosen verschworen, auf Dauer gerichtet. Ironischerweise ist es nicht zuletzt dieser bemühte Aufschwung ins Zeitlose, der den Büchern

ihren zeitlichen Stempel aufdrückt und der sie heute zum Teil schon etwas vergilbt erscheinen läßt. Zum Teil. Hinzuzufügen ist nicht nur, daß diese Bücher Naturschilderungen und einzelne Szenen enthalten, wie man sie besser nicht schreiben kann¹. Es muß auch angemerkt werden, daß die für die Romane Gaisers so bezeichnende Hinwendung zum stetigen Rhythmus natürlichen Lebens inzwischen ihrerseits eine politische Dimension gewonnen hat. Auf den ersten Seiten der frühen Heimkehrergeschichte ist von Oberstelehn zu lesen: *In seine Selbstgespräche hatte sich seit einiger Zeit eine Vokabel gedrängt, sie hieß: Aussteigen.* Aussteigen: da geht es letztlich nicht nur um den Verzicht auf Wiedereingliederung in den engen Kreis vorgezeichneter Ordnungen. Darin klingt eine radikalere Absage an, Absage an eine Gesellschaft, die nicht mehr auf die Gesetze der Natur achtet.

Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose: ein Stück Blindheit vor den Realitäten der Zeit, ein schwärmerischer Traum nach rückwärts. Aber an einigen Stellen auch ein helllichtiger Blick in eine Zukunft, der wir inzwischen nähergekommen sind.

Archäologische Wüste? Zur Situation der Bodendenkmalpflege

Hugo Borger*

Dem Nationalkomitee für Denkmalschutz in der Bundesrepublik Deutschland kommt das Verdienst zu, den Denkmalschutz in unserem Staate zu einer Aufgabe von allgemeinem Interesse befördert zu haben. Dank seiner Initiativen, aber nicht zuletzt auch, weil die Mitarbeiter der Presse – der Fachpresse wie der allgemeinen – gewonnen werden konnten, gilt Denkmalschutz inzwischen bei uns zulande als Lebensnotwendigkeit.

Die vielfältigen Initiativen des Nationalkomitees für Denkmalschutz haben den Ämtern für Baudenkmalpflege, die man früher zutreffend «Landeskonservatoren» nannte, einen bedeutenden Rückhalt beschert. Wenn heute die Feuilleton-Seiten bedeutender deutscher Zeitungen bisweilen mit Hauptartikeln zu diesem Problemkreis sachverständig gefüllt sind, wenn neben dem Rundfunk sogar das eher boulevardförmige Fernsehen sich den Problemen der Denkmalpflege nicht verschließen kann, dann scheint offensichtlich: Denkmalpflege ist zu einem Lebensbedürfnis geworden. Das ist gut so, wenn auch dabei nicht außer Acht bleiben kann und

sollte, daß Denkmalpflege allein noch nicht das zu bewirken vermag, was derzeit besonders notwendig zu sein scheint: Mit dazu beizutragen, in unserem Staat das allgemeine Qualitätsbewußtsein in Sachen Ästhetik zu schärfen. Noch immer ist nämlich dabei zuviel Beliebigkeit im Spiel und zuwenig jener Gesichtspunkt, den man am ehesten mit einem Begriff zu umreißen vermöchte, der heißen müßte: Denkmalwert ist allein das aus der besonderen geschichtlichen Situation historisch und ästhetisch gleichermaßen Qualifizierte, nämlich Höchststrangige.

Für alle Hüter von zuviel Denkmalpflege – was es auch geben soll und könnte – verweise ich, um zu einem qualifizierten Denkmalbegriff zu gelangen, der bis zu diesem Augenblick m. E. völlig in der neueren Denkmalpflegeliteratur und, fast noch

* Professor Dr. Hugo Borger, Köln, ist Vorsitzender des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland. Bei der 8. Pressefahrt des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, die im September 1982 nach Bayerisch Schwaben und Oberschwaben führte, referierte er über die Aufgaben, Probleme und Zielvorstellung der Bodendenkmalpflege.